

„Man erkennt stolze Menschen an den demütigen Gesten.“

Reflexionen über ein ambivalentes Phänomen: Stolz

Friedrich Schorlemmer, Januar 2011

Jeder von uns muss mit Erfolg und Misserfolgen, mit Niederlagen und Siegen umgehen lernen, ohne gleich depressiv oder übermütig zu werden. Das ist zunächst etwas ganz Elementares.

Ich sehe den vierjährigen Aaron, wie er mit seinem kleinen Fahrrad so fällt, dass er unter dem Fahrrad liegt. Er ruft die Mutter: „Mutti, hilf mir!“. Sie kommt, ganz ohne Panik und ohne Vorwurf und nimmt das Rad über ihm weg. Sie befreit ihn. Kurz danach ruft er ihr zu: „Mutti, ich habe mein Fahrrad selber angestellt.“ Und sie sagt: „Gut so, Aaron.“ Sie hatte alles richtig gemacht. Sie hatte ihm in seiner Niederlage geholfen, ohne ihm zu sagen: „Das kannst du doch jetzt selber. Du bist doch groß genug.“ Und sie hatte seinen kleinen Erfolg, dass das Fahrrad an der Lenkerstange an der Wand stand, einfach gelobt. Das braucht der Mensch - von Anfang an bis an sein Ende.

(Im Übrigen ist das erste Werk, auf das ein Mensch stolz ist, der von ihm willentlich entlassene Haufen. Auch dieser muss von guten Eltern gebührend belobigt werden – ebenso wie die erste Zeichnung, die es verdient gewürdigt zu werden, auch wenn man noch nichts erkennen kann, was auf irgendeine Wirklichkeitswiedergabe hindeutet.)

I

Das Wort „Stolz“ hat nun in unserer deutschen Geschichte eine höchst ambivalente Wirkungsgeschichte.

Guido Westerwelle rief am Dreikönigstag 2011 in Stuttgart aus: „Wir können stolz sein auf unser Land!“ Ja, durchaus.

Doch wir haben allen Grund, damit zurückhaltend zu bleiben.

Stolzgeschwellt war die Brust der Teutschen (nach ihren Siegen) gewesen. Es wurde dann nach 1945 geradezu unschicklich, vom Stolz unseres Volkes zu reden, nachdem dieser zu mörderischer Selbstüberhöhung geführt hatte – ausgehend von der Vorstellung, dass am deutschen Wesen die Welt genesen solle.

Die Deutschen hatten sich - nach der schmachvollen Niederlage von 1806 - zunächst als Kulturnation wiedergefunden.

Friedrich Schiller verfolgte dies mit seiner berühmten Zeitschrift „Die Horen“. Ideelles Ziel dieses ehrgeizigen Projekts war es, die Kulturnation Deutschland, die keine Hauptstadt hatte, nun durch eine Hauptzeitschrift und intellektuelle Zentralisierung zusammenzuschließen. Schiller träumte von einer kulturellen Vereinigung der Deutschen in einer literarischen Assoziation.

Dieser aus der Not geborene Gedanke sollte durchaus problematisch wirken, weil das Kulturelle das Politische abwertete oder das Politische kulturell überhöhte. So ist die Göttinger Erklärung der deutschen Intellektuellen und Wissenschaftler zum Ersten Weltkrieg Ausdruck für verblendete Selbstüberhebung, in der der Krieg zu einem Kulturkrieg gegen die Kulturlosen erhoben wurde. Am 4. Oktober 1914 erhoben sie scharfen Protest „gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache... zu beschmutzen trachten... Glaubt, dass wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.“ (In: Das Zeitalter der Kriege und Revolutionen. Quellen S.1ff. Selbst ein Ernst Barlach war davon bis 1916 tief erfüllt. Vgl. sein „Güstrower Tagebuch“)

Deutsche Kultur wurde angeblich verteidigt - ob gegen die Welschen, die englischen Krämer oder die barbarischen Russen.

So konnte noch 1916 der Berliner Generalsuperintendent Otto Dibelius davon schwärmen, wie reinlich die deutschen Schützengräben gewesen seien. Auch die Gespräche seien reinlicher gewesen. Solches Denken führte schließlich in die mörderische Hybris des nationalsozialistischen Übermenschen.

Danach blieben nur noch Scham und Entsetzen. Die kulturelle Decke ist sehr dünn. Das Tuch der Kultur ist über das Barbarische in uns geworfen. Welcher Abgrund tat sich auf, als die Rote Armee am 27.1.1945 in Auschwitz angekommen war?! Der Stolz der Deutschen stank millionenfach verwesend in den Himmel.

Das können wir Deutschen doch nicht getan haben...“

Bald hörte man sagen: „Das waren die Nazis. Damit haben wir nichts zu tun.“ (Und aus offizieller DDR-Sicht waren die Altnazis alle im Westen.)

Die normalen Weimarer Bürger, die die Infrastruktur für Buchenwald so brav geliefert hatten, mussten von den Amerikanern nach Buchenwald hochgetrieben werden, um selber sehen zu müssen. Mehr taten ihnen die Sieger nicht an. „Das sollen wir getan haben?“ Ein jäher Absturz aus nationalistisch-rassistischem Dünkel und Wahn. Schließlich war Weimar die deutsche Stadt, die „der Führer“ am häufigsten besucht hatte.

Der von den Nazis arg missbrauchte Friedrich Nietzsche hat die psychoanalytisch, ethisch und politisch brisante, jedem zu sich selber ehrlichem Menschen erschreckende Erfahrung ausgesprochen:

„Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – gibt das Gedächtnis nach.“

Wo wir auch wir Deutschen nach schmerzlicher Selbsterkenntnis ein geläutertes Selbstbewusstsein entwickeln, zwischen Grandiosität und Depression, müssen wir uns nicht auf Dauer klein machen und nicht wieder zu groß erscheinen wollen. Zwischen Selbstbewusstsein und Überheblichkeit, zwischen Groß- und Kleinmut gilt es, die Waage zu halten.

Wenn ein Einzelner stolz ist, dann nicht gegenüber anderen, sondern in sich selbst. So auch ein Volk. Nicht stolz gegen andere – also patriotisch und nicht nationalistisch.

Warum nur wurde kein lang anhaltender Stolz auf das Gelingen einer friedlichen Oktoberrevolution im Jahre 1989 entwickelt?

II

Augustinus mahnte hintergründig: „Der Stolz hat etwas tief Gemeines. Die Laster haben nur in bösen Taten Kraft. Vor dem Hochmut allein muss man sich auch bei guten Taten hüten.“ (Er selbst hat das kaum zu beherzigen vermocht.)

Stolz ist und bleibt ein höchst ambivalentes Phänomen.

1. Stolz ist Ausdruck der eigenen **Selbstachtung** gegen jede Erniedrigung
2. Stolz ist Ausdruck des Staunens über sich selbst, also ein Gewinn von **Selbstgewissheit**.
3. Stolz ist Ausdruck der **Selbstüberhebung** gegen andere (Hybris und Superbia)

Stolz ist das Gefühl einer großen Zufriedenheit mit sich selbst, ja geradezu einer Hochachtung seiner selbst - ohne Minderachtung anderer und ohne sich selbst belügende Überheblichkeit.

Besonders, wenn einer in einem Konflikt oder in einer existentiellen Bedrohung bestanden hat, wiewohl ihn Angst und Selbstzweifel geplagt haben mögen, wird er durch Stolz gestärkt. (Zu stolz sein - sich zu beugen, sich zu bücken, sich oder andere zu verleugnen – und dafür alle Sanktionen in Kauf nehmend.)

Stolz entspringt zudem einer subjektiven Gewissheit, etwas ganz Eigenes, etwas Besonderes, Anerkennenswertes, Zukunftsträchtiges für die Gemeinschaft geleistet zu haben oder daran entscheidend mitgewirkt zu

haben, ob dies von anderen anerkannt wird oder nicht. Dieses Gefühl ist nicht zustimmungsgebunden; es ist selbstgewiss.

Die Selbstachtung sowie die Achtung des Mitmenschen ist eine positive Pflicht, die das Eigene anerkennt, ganz so, wie es den Wert des je Anderen anerkennt, ohne damit irgendetwas Abwertendes zu verbinden.

Knigge schrieb: „Ich möchte gern, dass man Stolz als eine edle Eigenschaft der Seele ansähe; als ein Bewusstsein wahrer innerer Erhabenheit und Würde; als ein Gefühl der Unfähigkeit, niederträchtig zu handeln.“

So wird der Stolz Ausdruck der bewährten und bewahrten Würde im (existentiellen) Konflikt, zumal dann, wenn man sich zugleich allem Unterdrückerischen und Erniedrigenden aktiv und präventiv entgegenstellt – und das nicht erst dann, wenn man selber betroffen ist (als Ausdruck aktiver Eingreifethik, statt nur passiver Vermeidungsethik).

Ein Stolzer als ein sich selbst Achtender sagt sich und anderen:

„Dazu war ich zu stolz, mich so zu erniedrigen, mich so zu bücken, so zu lügen, auf solch eine Erpressung einzugehen, gegen meine Überzeugungen zu leben, zu reden oder zu handeln.“ Und dies bewahrt und bewährt ein einzelner auch gegen Mehrheiten, Mehrheitsstimmungen, gegen die Unterwerfungsbereitschaft vieler anderer.

Ulrich Plenzdorf lässt seinen Anti-Helden Edgar Wibeau sagen:

„... ich hab was gegen Selbstkritik, ich meine: gegen öffentliche. Das ist irgendwie entwürdigend... Ich finde, man muss dem Menschen seinen Stolz lassen.“

Übrigens habe ich 1974 im Theater in Halle, wo „Die neuen Leiden des jungen W.“ uraufgeführt worden waren, eine Befragung von jugendlichen Besuchern durch das Zentralinstitut für Jugendforschung aus Leipzig miterlebt, worin die anwesenden Jugendlichen auch nach ihrer Meinung zu diesem Satz gefragt wurden. Einen Fragebogen habe ich entwendet – das Ergebnis der Befragung war nirgendwo nachzulesen.

Der Stolz wird somit als eine tiefe innere Selbstgewissheit erfahren, geradezu als eine Kraft, Zivilcourage (eben ggf. auch gegen das Votum und Verhalten der Vielen) zu üben, weder sich selbst zu erniedrigen, erniedrigen zu lassen, noch zuzulassen, wie andere erniedrigt werden. Und da wird selbst der, der im Konflikt (gegen die Macht und die Mächtigen) unterliegt, stolz darauf bleiben, dass er über sich selbst und seine kreatürliche Angst hinausgewachsen ist.

Ich erinnere an die Häftlinge in der Scharaschka, wie sie Solschenizyn in dem Roman „Der erste Kreis der Hölle“ beschrieben hat. Die Würde und Selbstachtung eines Lew Rubin alias Lew Kopelew – oder die stolze

Haltung bei der nächtlichen Vorladung Prjantschikows bei Stalin, der dem so Nikotinsüchtigen, unter Entzug Leidenden, eine Zigarette anbietet - und dieser ablehnt...

Ich erinnere an den brüllenden Roland Freisler im Volksgerichtshof mit der demütigenden Bekleidung der Angeklagten und die so leisen, wie mutigen Sätze eines Ulrich-Wilhelm Graf von Schwerin, der mit so verhaltener wie fester Stimme sagt, er habe „an die vielen Morde im In- wie im Ausland“ gedacht, ehe ihn der fanatische Friesler niederschrie: „Morde??!!...“ Auch die würdige Haltung Helmuth James Graf von Moltke, nachlesbar in den Briefen an und von Freya von Moltke.

Heinrich von Lehndorff reagiert auf Vorschläge, sich vor Gericht taktisch zu verhalten: “So ein Mensch bin ich nicht. Ich kann nur geradeaus handeln.“

Michail Scholochow beschreibt in seiner Erzählung „Ein Menschenschicksal“ (wie im gleichnamigen Film Sergeij Bondartschuks) eindrücklich, wie ein sowjetischer Soldat unter barbarischen Bedingungen ein Mensch geblieben ist – und wurde mit seiner mutig-stolzen Haltung zu einer Identifikationsfigur einer ganzen Generation.

Maria Stuart zeigt Frauenstolz gegen das Lebensangebot ihrer mächtigen Widersacherin.

Der sich selbst Achtende, der in sich Stolze, ist dabei kein Heros, sondern ein durchaus in sich zerrissener, von Ängsten und Selbstzweifeln geplagter Mensch.

Dietrich Bonhoeffer schreibt im Sommer 1944 eine Gefängniserfahrung auf:

*Wer bin ich
Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest,
wie ein Gutsherr aus seinem Schloß.*

*Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.*

*Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.*

*Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?*

*Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?*

*Wer bin ich? Der oder jener?
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?
Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!“*

Stolz paart sich hier mit Würde und Selbstachtung...

In solcher Haltung ging Sokrates, ging Seneca aus dem Leben, so behielt Helmuth James Graf von Moltke sich seine Würde, seinen menschlichen Stolz in Verachtung gegenüber „den Römern“.

„Man muss stolz sterben,
wenn es nicht mehr möglich ist,
stolz zu leben.“ (Nietzsche)

Wo der Stolz als entschiedene Selbstachtung und mutige Selbstwertbehauptung mit anderen Tugenden wirkt, ist er geradezu emanzipatorisch.

In Schillers „Ode an die Freude“ heißt es:

„Hülfe, wo die Unschuld weilt,
Ewigkeit geschworenen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,

Männerstolz vor Königsthronen, -
Brüder, gält' es Gut und Blut, -
dem Verdienste seine Kronen.
Untergang der Lügenbrut!...

Rettung von Tyrannenketten,
Großmut auch dem Bösewicht,
Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!

Auch die Toten sollen leben!
Brüder trinkt und stimmt ein,
allen Sündern soll vergeben,
und die Hölle nicht mehr sein.“

Das ist die vollendete idealistische Utopie,
in der Charakter, Wahrheit und Redlichkeit, Mut und Großmut, Freiheit
und Mitverantwortung, Versöhnung und Lebensfreude, Widerstand und
Stolz zusammenstimmen.

Schiller lässt diese Haltung Gestalt gewinnen in dem Marquis von Posa,
der dem machteinsamen Philipp II. offen gegenübertritt und
Gedankenfreiheit fordert (oder doch nur unterwürfig erbittet?)

Ebenso wie die negativen Emotionen Ärger, Furcht und Traurigkeit ist der
Stolz eine elementare Emotion, die angeboren und nicht nur anerzogen ist.
Die Gemütsbewegung wird durch eindeutige, in allen menschlichen
Kulturen gleichartigen Gesten und Gebärden ausgedrückt. Wie in
aufrechter Körperhaltung, zurückgelegtem Kopf, bis hin zu einem Tanzen
auf einem Bein und dem emotionalen Ausrufen: „Wunderbar, wunderbar,
schaut mal her. Guckt mal, was ich geleistet habe!“

III

In der ethischen Tradition ist der Stolz, genauso wie Hochmut, Hoffart und
Überheblichkeit (superbia) die erste der sieben Wurzelsünden. Nach
Thomas von Aquin ist Stolz ein ungeordnetes Streben nach eigenem
Herausragen. Der Stolze schreibt das Gute sich selber zu, setzt alles auf die
Rechnung der eigenen Verdienste, legt sich sogar Vorzüge zu, die er nicht
besitzt oder er kehrt die Vorzüge, die er wirklich besitzt mit
Selbstgefälligkeit und Verachtung anderer hervor.

Ich wiederhole Augustin: „Vor dem Hochmut allein muss man sich auch
bei guten Taten hüten.“ Wenn der Stolze zugleich der Demütige ist, dann
ist er bewahrt vor Selbstüberhebung. Das christliche Verständnis vom
Menschen neigte seit Augustin eher zum Defizitären als zum
Triumphalistischen. Dies knüpfte an den Apostel Paulus an, der an die
Korinther geschrieben hatte: „Denn wenn ich schwach bin, so bin ich
stark.“ (2. Kor. 12,10)

Daraus entwickelte sich so etwas wie Sündenstolz. Sich vor Gott ganz, ganz klein machen, um ihn, den Gepriesenen, umso größer zu machen und durch ihn wegen der schonungslosen Ehrlichkeit gegenüber sich selbst erhoben zu werden.

Zugleich ist der bewusste Verzicht auf Stolzsein eine Bollwerk gegen falschen - ehrliche Selbsterkenntnis blind machenden - Stolz. Und der Starke soll die Schwachen nicht noch schwächer machen durch die Hervorhebung seiner Stärke. *„Wir aber, die wir stark sind, sollen das Unvermögen der Schwachen tragen und nicht Gefallen an uns selber haben.“* (Brief an die Römer, 15,1)

Martin Luther fasst sein Menschenbild (der sündige und der gerechtgesprochene Mensch) in seinem allgemeinen Sündenbekenntnis so zusammen: *„Ich armer, elender, sündiger Mensch bekenne dir alle meine Sünde und Missetat, die ich begangen habe mit Gedanken, Worten und Werken, womit ich dich erzürnt und deine Strafe zeitlich und ewiglich verdient habe.“*

Das kann eine entlastende Ehrlichkeit, wie auch ein Klein-Machen des Menschen vor dem allmächtigen Gott sein. Zumal dann, wenn nicht das Andere gleichstark gemacht wird, dass ich nämlich befreit werde von allem, was mich belastet.

„Darum bitte ich dich um deiner grundlosen Barmherzigkeit... willen, du wollest mir armen, elenden, sündigen Menschen alle meine Sünden vergeben, und zu meiner Besserung deines Geistes Kraft verleihen.“
(EG 799)

Also nicht erniedrigt sein, sondern entlastendes Vergeben erfahren - für den, der sich ehrlich gemacht hat. Es ist ein Aufrichten dessen, der sich gebeugt hat. Kein im Staube Liegen-Bleiben.

Man könnte auch sagen: geläutertes Selbstbewusstsein ohne selbstbezogenen Stolz. Und eben beim Sich-Bessern gekräftigt werden.

Der Apostel Paulus schärft ein, *„dass niemand höher von sich denken soll als sich's gebühret“* (Brief an die Römer 12,3).

Sich also nicht gering achten. Und sich nicht zu hoch achten.

Dazwischen liegt das selbstgewisse Leben eines Menschen, der sich selber zu achten lernt, sich aufrichtet, gerade steht.

Stolz ist in der christlich geprägten Tradition moralisch verpönt, weil er - so oft - hybrid missbraucht wurde, eben als Stolz, der sich *über* andere stellt und *gegen* andere richtet uns selbstüberhebend ist.

Kreatürlicher menschlicher Stolz ist im Grunde ganz elementar ein Staunen, ein Wahrnehmen, ein vor sich selbst und vor anderen gezeigtes, selbst erbrachten Leistung, die viel Mühe, Ausdauer und Kenntnis verlangt hat - und schließlich Erfolg hatte, wo also etwas geglückt ist, wo Anstrengung und Glück *zugleich* erfahren werden.

Das Wunderbare, als das Glückhafte erfahren und es besingen können.

Stolz kommt in der Bibel selten vor, aber interessanterweise insbesondere bei drei Frauen. Adam erkannte Eva und sie wurde schwanger und gebar den Kain und sprach: „Ich habe einen Mann gewonnen mit dem Herrn.“

Der Mutterstolz, einen Sohn geboren zu haben. Das ist erste Satz, der Eva außerhalb des Paradieses in den Mund gelegt wird. (Gen. 4, 1)

Das vielleicht älteste überlieferte Zeugnis aus der jüdischen Bibel stammt aus Exodus 15,21: Die Sklaverei entrinnenden, in die Freiheit der Wüste strebenden Hebräer sehen voller Angst die sie verfolgende, wieder einfangen wollende riesige Streitmacht der Ägypter. Da teilt sich wundersamerweise durch einen großen Wind das Meer. Als die Ägypter nahekomen, hört der Wind auf, das Wasser schnell zurück und sie alle ersaufen in den Fluten. Und da haut Miriam auf die Pauke: „Laßt uns dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche Tat getan. Ross und Mann hat er ins Meer gestürzt.“ Und schließlich singt Maria, die einfach Magd, einen Lobgesang (Lukas 1) jenes berühmte Magnifikat: „Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes, denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen... Darum werden mich preisen alle Kindeskinde.“

Was wir heute im Allgemeinen Glück nennen, das ist für den Gläubigen Fügung, Gottes Begleitung, sein wunderbares Tun an den Menschen, das dankbaren Stolz des Menschen, über das, was da geschehen ist und was er selbst dazu hat tun können, nicht ausschließt. So werden Anstrengung und Glück, Gottes Geleit und menschliches Tun zusammengesehen. Doch insgesamt bleibt es bei dem grundskeptischen Menschenbild in augustinischer Tradition.

IV

Dem gegenüber steht das Menschenbild der Aufklärung mit einem Zeitalter des anthropologischen Optimismus entgegen, etwa eines Voltaire oder Rousseau.

Im Deutschen gipfelte der titanische Menschenstolz im Sturm- und Dranggedicht Goethes, im „Prometheus“.

„Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?“

Wer rettete vom Tode mich
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei

Und dein nicht zu achten,
Wie ich!“
(Deutsche Gedichte, S. 420 f.)

Das ist die Selbstbehauptung des stolzen Menschen gegenüber dem gnadenlos über ihm thronenden, ihn beschränkenden, Ehrfurcht und Dankbarkeit entgegenzubringen fordernden, dem kleinmachenden obersten Gott Zeus.

Goethe konnte nicht ahnen, dass dies einmal Wirklichkeit werden würde, was er im „Faust“ schon im gigantischen Natur-Umgestaltungs-Prozess am Ende von Teil II zum Thema gemacht hatte und was der Menschheit bevorstehen könnte, wenn der Mensch im Gen-Manipulierungswahn einmal Menschen formen könnte nach seinem Bilde.

In solchem Stolz wurden ganze Generationen im sozialistischen Machtbereich geprägt.

Stolz auf die sozialistischen Errungenschaften“ zu empfinden und wieder und wieder zu äußern, gehörte zur Staatsräson der DDR. Was hat das Volk nicht alles aus eigener Kraft aus diesem Trümmerlande gemacht und hat die Herren von gestern, die Junker und die Fabrikbesitzer enteignet und davongejagt, einen Staat aufgebaut in antimilitaristischem und antifaschistischem Impetus. Die führende Partei hat einen Friedensstaat aufgebaut, Gerechtigkeit hergestellt mit der besonderen Förderung gerade der Schichten, die bis dahin unterprivilegiert waren, sie hat für billige Mieten, billiges Brot, Arbeit für jeden, für Gleichberechtigung für die Frau gesorgt. Der DDR-Bürger sollte stolz sein auf seinen Staat, aber eben zugleich bezeugen, dass er das alles der Partei verdankt. Die Partei, die allgegenwärtige, die allmächtige und die allwissende, trat an die Stelle Gottes. Die ganze Welt befand sich in einem epochalen Umgestaltungsprozess, gepriesen durch den ersten Menschen im All oder bei der Verlegung der Flüsse in Sibirien -ein geradezu mythisches, aber doch reales Geschehen des übermenschlichen Gigantismus. Kein Wort vom Schicksal des zur Salzwüste gewordenen Aralsees.

Mitte der 60er Jahre hat der, als Staatsdichter geltende Erik Neutsch, einen Roman mit dem Titel „Spur der Steine“ geschrieben. Es wurde mit großem propagandistischem Aufwand für den von Frank Beyer gedrehten Film geworben. Er wurde zu einem außerordentlich großen DEFA-Publikumserfolg. Endlich wurde einmal geschildert, wie es wirklich ist. Der normale Arbeiter fand sich darin wieder, mit seinem ganzen Stolz. Und der Vorarbeiter Balla, gespielt von Manfred Krug, wurde zum Symbol für den selbstbewussten Arbeiter, der sich den starren Vorgaben der Partei und der Arroganz der Apparatschiks wortmächtig entgegenstellt. Das war wirklicher Arbeiterstolz, der hier zum Ausdruck kam. Schon nach wenigen Tagen wurde der Film aus den Kinos genommen und verschwand. (Wer ihn heute sieht und die Dialoge genau verfolgt, erfährt sehr viel von der DDR – jedenfalls sehr viel mehr, als der, der immer nur in die stinkenden Akten guckt.)

Unvergesslich bleibt auch der heute geradezu lächerlich wirkende Stolz eines vor Freude tänzelnden Erich Honecker am Ende einer Staatsjagd. Weil er natürlich die meisten Hasen geschossen hatte. Oder das triumphierende Hüpfen des Staatsratsvorsitzenden zwei Tage vor dem großen Empfang zum 40. Jahrestag auf dem Schönefelder Flughafen, Gorbatschow erwartend. Er fühlte sich seit vier Jahren Gorbatschow gegenüber überlegen. Das sollte sich rächen.

Ganz anders habe ich einmal den Stolz von Menschen in einem sozialistischen Land erlebt, als ich im August 1968 auf dem Hradschin mit meiner Verlobten auf einer Bank saß und ein Tatra vorüberfuhr. Ich glaubte auf dem hinteren Sitz den Präsidenten Svoboda entdeckt zu haben und rief: „Schau mal, Svoboda!“ Meine Verlobte widersprach: „Du spinnst. Der fährt nicht allein mit einem Auto. Hier käme eine ganze Karawane, wenn das der Präsident wäre.“ Da ruft eine Frau von der Nebenbank stolz zu uns herüber: „Ja. Das war unser Präsident!“ Das war keine Unterwürfigkeit mehr. Das war Stolz auf den Repräsentanten eines sich befreienden Volkes. Geäußert von einer Frau, die 1938 erlebt hatte und wohl auch 1945/46.

„*Ein Mensch – wie stolz das klingt!*“ Ein Satz Gorkis, an dem kein DDR-Deutscher vorbei kam. Eine Formel der Selbstbestätigung und ein humanitärer Verpflichtungssatz, ausgesprochen nicht ohne sozialistisch-optimistisches Pathos gegen das Unterwürfigkeitschristentum mit seinem eher skeptischen Menschenbild.

Ganze Generationen sind in der DDR geprägt worden durch jene einfache stolzmachende Maxime. Darin steckte eine erhebende Bemerkung über sich selbst, dass man ein Mensch ist und gleichzeitig ein Imperativ, anderen

Menschen gegenüber Mit-Mensch zu sein und als Mensch so zu leben, dass man stolz sein kann, zu der Gattung Mensch zu gehören. Das war Ausdruck eines anthropologischen Optimismus, der nicht zuletzt durch Leonhard Franks Buch „Der Mensch ist gut“ geprägt wurde und der nicht wahrnehmen wollte, dass es neben ökonomischen Antrieben destruktive, machtlüsterne, selbstbezogene, im Menschen selbst begründete Antriebe gibt, die das Gesicht des Menschen verzerren können.

V

Den Stolz gilt es zu rehabilitieren.

- Wo Stolz sich nicht gegen andere richtet, sondern wo der Stolze sich selber aufrichtet, aber andere nicht erniedrigt,
- wo der Stolze sich aufrichtet, aber nicht aufplustert,
- wo er Selbstbewusstsein gewinnt, es aber in Demut und Dankbarkeit genießt, dort ist er eine Kraft, die uns im Gleichgewicht hält und aus Dankbarkeit vor Hochmut bewahrt, ausrufend:
„Wie viel Glück hatte ich doch bei allem?
Was ist das aber alles sub specie aeternitatis!“

Insbesondere nach der nationalistischen Hypertrophierung des (National-)Stolzes muss der Stolz rehabilitiert werden als ganz natürlich-kreatürliches, als ein selbstwertbildendes Gefühl und Bedürfnis:

- - der Stolz eines Kindes nach den ersten eigenen Schritten auf zwei Beinen
- der Stolz auf das erste gemalte Bild (das ist kein „Gekrakel“!)
- der Stolz einer Mutter, die im Nachkrieg vier Kinder großgezogen hat
- der Stolz eines Behinderten, der sich behauptet, ohne unangenehm zu werden
- der Stolz eines Unsportlichen, der auf dem Reck besteht
- der Stolz einer Stadtarchitektin, die einer verfallenden Stadt ein Gesicht zurückgegeben hat
- der Stolz einer Dichterin, deren Texte andern zum Lebensmittel geworden sind
- der Stolz eines Preisträgers oder einer Medaillengewinnerin
- der Stolz des Bäckers auf sein Brot.

Der Stolze, der damit Dankbarkeit und Demut verbindet, sieht auf eine Leistung, die er sich (hart) erarbeitet hat, die er staunend über sich selbst

erbracht hat und nun glücklich „vor ihr steht“ als einer, der sich überschritten hat :

Einem Gesellenstück, einem Abschlusszeugnis, einem Wettbewerbsgewinn, dem gewonnenen Mut trotz allen Kleinmuts. Im Stolz auf meine Kinder, meine Familie, meinen Bischof oder Kultusminister, meine Schüler, meine Band...

Wenn es dem Menschen mit Macht verwehrt wird, auf sich und seine Abkunft stolz zu sein, wird er entweder gebrochen-dauer-schuldbeladen *oder* er übersteigert sich in seinem Stolz, sowie er das kann. Er wird geradezu hypertroph.

Gekränkte und Entwertete rächen sich in der Regel, sobald sie dazu in der Lage sind, sobald sich das Blatt gewendet hat.

Um also falschem Stolz nicht Tor und Tür zu öffnen, sollte Stolz nicht generell verworfen oder als „falscher Stolz“ verdächtigt werden.

Nach der Kritik an nationalistisch-rassistisch-militaristischen Verirrungen, wo Stolz andere erniedrigt, verletzt oder gar vernichtet, kann geläuterter Stolz geradezu hilfreich sein gegen erneuten Missbrauch. Selbst „der Stolz, ein Deutscher zu sein“, ist nicht eo ipso verwerflich, wenn er reflektiert bleibt auf das hin, was von Deutschen nicht nur geleistet, sondern auch angerichtet worden ist.

Als eine besonders fiese Versuchung des Stolzen muss das immer wiederkehrende Bedürfnis gewertet werden, mehr andere zu verkleinern, gar zu erniedrigen zu suchen als sich selbst mit seiner eigenen Leistung zu erheben. Stolz nicht *gegen* jemand, aber *gegenüber* jemand anderen ist nicht eo ipso problematisch. Die Frage ist vielmehr, *worauf* einer stolz ist und ob es wirklich einen Grund für Stolz gibt. Ich nenne etwa den stärkenden Stolz eines Kindes, das immer mehr Selbständigkeit gewinnt.

Und konnten wir Deutschen nicht ein wenig stolz unser Volk sein, das endlich einmal mit Fug und Recht achtungsvoll auf sich selbst blicken kann, weil gänzlich Unerwartetes geschah, nämlich eine so entschlossene wie fröhlich-friedliche Selbstbefreiung aus ummauertem Dasein?

Am 4. November sagte ich – in die Gesichter von vieltausenden so erwartungsvollen Gesichtern schauend - am Berliner Alexanderplatz:

„Es ist wahr, unser Land ist kaputt, ziemlich kaputt.

Es ist wahr, dumpf, geduckt, bevormundet haben wir gelebt, so viele Jahre.

Heute sind wir hierhergekommen, offener, aufrechter, selbstbewusster.

Wir finden zu uns selbst. Wir werden aus Objekten zu Subjekten des politischen Handelns. Wir können stolz sein.“

Mir stockte zugleich der Atem.

Stolz? Ja, stolz auf eine selbst errungene politische Freiheit, die keinen anderen zum Knecht macht. Und der weiß, wie viele und wie vieles dazu beigetragen hat.

Tagore bringt es auf den Punkt, indem er auf unsere Hilfsmittel und unsere Helfer verweist: „Die Augen sind nicht stolz ob ihrer Sehkraft, sondern auf ihre Brille.“

Theologisch-anthropologische Nachbemerktungen

Gegenüber den sich aufplusternden und das Ego in den Mittelpunkt stellenden Korinthern fragt **Paulus**: „Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht? ... Wir predigen Christum, als göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Denn die göttliche Torheit ist weiser denn die Menschen sind und die göttliche Schwachheit stärker denn die Menschen sind. Sehet an, liebe Brüder, euern Beruf. Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern, was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, daß er die Weisen zuschanden machte. Und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, dass er zuschanden mache, was stark ist. Und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt und das da nichts ist, dass er zunichte machte, was etwas ist, auf dass sich vor ihm kein Fleisch rühme. Von welchem auch ihr herkommt in Christo Jesu, welcher uns gemacht ist von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung (auf dass, wie geschrieben steht: wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn).

Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten und hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Denn ich hielt mich nicht dafür, dass ich etwas wüsste unter euch allen, ohn allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. Und ich war bei euch mit Schwachheit und mit Furcht und mit großem Zittern. Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft, auf dass euer Glaube bestehe nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft.“

(Vgl. 1. Kor. 1, 20. 23 – 31; 2,1-5)

Martin Luther schrieb:

„Das ist unser aller gemeinsames Gebrechen, dass sich der alte Adam aufbläht und stolz wird, wenn Gott herrliche Gaben gibt; denn er sieht, dass andere solche Gaben nicht haben... von Natur aus können wir nicht anders, als dass wir uns der Gaben Gottes rühmen, die wir andererseits, wenn uns die Gaben Gottes genommen werden, ganz verzweifeln.“

In der protestantischen Tradition war es insbesondere der **Apostel Paulus**, der den Ruhm nicht nur als etwas Ambivalentes, sondern als etwas geradezu Verwerfliches ansah, weil der sich Rühmende, der in sich selbst Stolz in dem, was er kann, nicht eine Gabe sieht, eine Gnaden-Gabe, sondern etwas, was er sich selbst ganz und gar und dies ganz allein zuschreiben kann.

Paulus schreibt:

„Wo ist der Ruhm? Er ist ausgeschlossen. Wenn ich mich rühmen sollte, dann rühme ich mich meiner Schwachheit.“ (2. Kor. 11,30)

Und er habe eine Offenbarung gehört. Der Herr habe zu ihm gesagt:

„Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, damit die Kraft Christi bei mir wohnt. Darum bin ich guten Mutes in Schwachheit, in Misshandlungen, in Nöten, in Verfolgungen und Ängsten um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark.“ (2. Kor. 12,9-10)

Und gegen die Überheblichkeit der Korinther argumentiert Paulus:

„Damit keiner für den einen gegen den anderen sich aufblase. Denn wer gibt dir einen Vorrang? Was hast du, das du nicht empfangen hast? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich dann, als hättest du es nicht empfangen?“ (1. Kor. 4,6-7)

Letztlich steckt in der Ablehnung des Eigen-Ruhms und der stolzen Haltung gegenüber den anderen eine Mahnung zur Brüderlichkeit, zur Geschwisterlichkeit.

„Einer trage des Anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christ erfüllen. Denn wenn jemand meint, er sei etwas, obwohl er doch nichts ist, der betrügt sich selbst. Ein jeder aber prüfe sein eigenes Werk; und dann wird er seinen Ruhm bei sich selbst haben und nicht gegenüber einem anderen. Denn ein jeder wird seine eigene Last tragen.“ (Gal. 6, 2-5)

Soweit wir menschliche Geschichte zurückverfolgen und davon Zeugnis haben, so ist es der Stolz auf die eigene Leistung, vor allem auf die erwiesene Überlegenheit gegenüber einem Gegner, derer man sich rühmt und rühmen lässt.

Martin **Luther** steht dem Menschen mit seiner permanenten Selbstruhmgeschichte grundsätzlich kritisch gegenüber:

„Die Menschen untereinander sehen nicht allein nicht (zum wenigsten nicht in allen Stücken), dass ihr Wesen verderbt ist; sondern sie loben es bisweilen noch dazu und rühmen es mit großer Prahlerei, z. B. ihre

Gemütsart, ihre Künste, Taten und moralische Tugenden (wie sie es nennen). Rühmen sie nicht gerade das am meisten, was das Allerböseste ist? Wer macht nicht aus dem Krieger, das heißt, aus dem Vergießer von Menschenblut, die höchste menschliche Tugend? Was sind Homer, Vergil und die übrigen Poeten anders als Leute, die andere dazu anreizen und begeistern, auch Blut zu vergießen?

Rühmen sie nicht die blutdürstigsten und grausamsten Totschläger der Menschen, die Tyrannen und die allergrausamsten Feinde des menschlichen Blutes und Geschlechts?

Sogar ein Christenmensch läuft Gefahr, wenn er diese ihre Bücher liest, dass er entweder die Begierde nach gleichem blutdürstigem Ruhme gleichzeitig mit einsaugen könnte oder ein Vergnügen an so großen Niederlagen des menschlichen Geschlechts finde, wenn er durch deren honigsüße Beredsamkeit gekitzelt wird.“

Wer die Geschichtsbücher liest, liest die stolzen Annalen der Könige nicht nur wegen ihrer Bauwerke oder der Größe ihrer Reiche, sondern vor allem vom Stolz auf die gewonnenen Schlachten. Also, auf das Abschlagen anderer Menschen, auf die folgende Erniedrigung der geschlagenen Völker. Stolz ohne Demut bleibt nach aller historischen Erfahrung eine tief problematische Haltung und Empfindung.

Für **Karl Barth** ist die Lehre von der Sünde eingeschossen in die Lehre von der Versöhnung. „Dass Gott nach wie vor zum Menschen JA sagt, bedeutet nun: dass er, der das nicht hören... will, eben dieses JA als ein vernichtendes NEIN hören muss. Dieses NEIN qualifiziert uns als in schlechthin unheilbarem Elend befindlich, dem Jesus, indem er es übernahm, nur in seinem Tod ein Ende machen konnte. In ihm trat ein neuer Mensch an unsere Stelle. Der Mensch sieht in Jesus Christus seine eigene Wiedergeburt.“ (Karl Barth, Kirchliche Dogmatik, IV/I, S. 537, S. 397) Auch wenn das Zitat beim ersten Hören es nicht vermuten lässt: Barth bleibt bei dem antagonistischen Kräftespiel zwischen Hybris - dem Stolz, der sich über andere erhebt auf der einen und Geringschätzung, die die eigene Person klein macht und entwürdigt auf der anderen Seite – nicht stehen. Er gräbt buchstäblich tiefer. Er konstatiert nicht nur eine quasi ontologische Ambivalenz des Menschen. Mit dem Ansatzpunkt, den er für seine Analyse wählt, richtet er zugleich den Blick auf eine andere Möglichkeit, sich selbst zu sehen, zu glauben und zu leben.

Die verdrängte Angst vor dem Abgrund der Selbstverachtung flüchtet sich in die Überheblichkeit. Gnadenlosigkeit dem eigenen Selbst gegenüber, schlägt um in Gnadenlosigkeit und Aggression gegen Andere. Das ist der „bis zur Kenntlichkeit entstellte Mensch“ E. Bloch), der sich darin verrennt, vor sich selbst und vor anderen nicht bestehen zu können, für den

die die Vorstellung, unannehmbar zu sein, wie zu einer letzten Gewissheit gerinnt, in der innerlich erstarrt.

Mit dieser Beschreibung vertieft Barth die verbreitete theologische Sichtweise menschlicher Existenz. Die Perspektive, die er von diesem Punkt aus wählt, führt aber den Blick darüber hinaus. Im Kern knüpft er an die Bitte im Vaterunser an: Erlöse uns von dem Bösen. Auch sie geht von der Erfahrung dieser Fluchtbewegung und Versuchung aus. Löse uns aus dieser bösen, zerstörerischen Verstrickung. Unterbreche den lebensfeindlichen Teufelskreis. Lass Selbstachtung wachsen, aus der die Freiheit kommt, anderen zu achten und zu würdigen.

Das Wort, das dir hilft, kannst du dir nicht selbst sagen. In dieser Weisheit sieht Barth das Herzstück des Glaubens aufgehoben. Lasset euch versöhnen mit Gott. Sie ist der Dreh- und Angelpunkt seiner Theologie. Das versöhnende, befreiende, das aufrichtende Wort, das aufatmen lässt, das den Fuß auf weiten Raum stellt, kommt nicht aus dem eigenen Inneren. Wie könnte es? Es wird hörbar und wächst im Dialog, aus und in der heilenden Begegnung. Ein Anderer, der Mensch gewordene Gott, spricht es zu – davon erzählen die biblischen Geschichten -, als Aufgabe, es an sich heranzulassen, nicht auszuschließen, dass es wahr sein könnte, ihm Glauben zu schenken und als Zumutung, zu üben, den anderen als den zu sehen, für den es in seiner und in gleicher Weise gilt.